

wird und mit ihm eine Art Kirche. Ob sie auf ewige Zeiten „römisch-katholisch“ heißen wird, ist für mich nicht so wichtig.

Peter R. Hofstätter

Zur Frage 8

Das Fragen nach dem eigenen Wesen beginnt in dem Moment, wo man eines inneren Widerspruchs ansichtig wird, wie ihn der Apostel Paulus beschrieben hat: „Denn nicht das Gute, das ich will, tue ich; sondern was ich nicht will, das Böse, das vollbringe ich“ (Röm 7,19).

Vielleicht sind es nur geringfügige Abweichungen von den guten Vorsätzen, die man gefaßt hat; vielleicht auch schwerere Verstöße, die sich der Gewissensprüfung als solche der Begehrlichkeit (*concupiscentia*) oder des Übermuts (*superbia*) darstellen. Vielleicht handelt es sich auch „nur“ um Gefühlsregungen oder Phantasien der Eifersucht, ja des Hasses, die sich z. B. gegenüber dem Vater oder der Mutter aufdrängen, und die — so sagt man sich — so selten kaum sein können, denn sonst bedürfte es ja des 4. Gebotes gar nicht.

Anfangs zögernd, aber im Ganzen nicht ungerne nimmt man für sie die Erklärung in Anspruch: „Wenn ich aber das, was ich nicht will, tue, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die in mir wohnende Sünde“ (Röm 7,20).

Von einem Psychoanalytiker erfahre ein Ratsuchender an dieser Stelle, daß in ihm ein Konflikt zwischen dem Ich und dem Es — zwischen Vernunft und Trieb — tobe, und dieser finde seinen Ausdruck in der Urphantasie „der Überwältigung und Tötung des tyrannischen Vaters durch die Vereinigung der ausgetriebenen Söhne“ (S. Freud: *Totem und Tabu*, 1913). Der Wißbegierige zuckt unwillkürlich zurück, denn an derartiges hat er keineswegs gedacht; doch nun erfährt er, „daß im psychischen Leben des Individuums nicht nur selbst-erlebte, sondern auch bei der Geburt mitgebrachte Inhalte wirksam sein mögen, Stücke von phylogenetischer Herkunft, eine archaische Erbschaft.“

Die Stelle stammt aus Freuds letztem Werk („*Der Mann Moses und die monotheistische Religion*“, 1939), jedoch findet sich dieser Ansatz bereits 1913 in „*Totem und Tabu*“. Eine ähnliche Position nahm C. G. Jung bezüglich der „Archetypen“ ein; „sie vererben sich mit der Hirnstruktur“, hieß es 1931; sie seien „vererbte Möglichkeiten von Vorstellungen“ sechs Jahre später (1937). Von „angeborenen Formen möglicher Erfahrung“ sprach im Anschluß an Immanuel Kant auch der Verhaltensbiologe Konrad Lorenz (1943).

Es ist nicht zu verkennen, daß es sich hier durchwegs um Variationen über das Motiv der „Erbschuld“ handelt, wobei die körperlichen und seelischen Nöte des Menschen in frappanter Weise der „Wirkung“ entsprechen, die nach Thomas von Aquin („*Compendium Theologiae*“, hrsg. von R. Tannhof, Heidelberg 1963) „bezüglich des Aufruhrs (*rebellio*) der niederen Kräfte gegen die Vernunft auf die Schuld folgte“ (§ 192).

Was durch den Sündenfall verloren ging, war die „Urgerechtigkeit“ (*iustitia originalis*) im Sinne einer festen Unterordnung der Vernunft des Menschen unter Gott. In ihr war die „Leidensunfähigkeit“ (*impassibilitas*) des Menschen begründet, d. h. „daß im Leibe kein Leiden (*nulla passio*) vorkommen konnte, das der Herrschaft der Seele über den Leib widerstritten hätte“ (§ 186).

Entscheidend für das Verständnis ist die Festlegung im Dekret des Konzils von Trient (1546), daß der Übergang der durch Adam verlorenen „Urgerechtigkeit“ auf die Nachkommen „durch Fortpflanzung, nicht durch Nachahmung (*propagatione non imitatione*)“ — nicht also auf Grund individueller Erfahrungen — erfolgte. „Die durch die Sünde des ersten Vaters angesteckte Natur steckt die Personen der Kinder an (*natura infecta inficit personam filiorum*)“, heißt es bei Thomas (§ 196).

Zu fragen ist somit nach einem Merkmal, das für die phylogenetische Menschwerdung von zentraler Bedeutung ist und das sich im individuellen Leben eines jeden Menschen sowohl auf positive als auch auf negative Weise auswirkt. Es liegt heute

nahe, dabei an die Enkephalisationshöhe zu denken, d. h. an die relative, in einer dem Gesetz der Allometrie entsprechenden Weise auf das Körpergewicht bezogene Hirnleistungsleistung, bezüglich deren der „homo sapiens“ an der Spitze der Schöpfung steht. Sie ermöglicht ihm den Spracherwerb und dadurch das Ansammeln, den Austausch sowie die Übermittlung von Erkenntnissen. Aber mit dem Vorteil ist unabdinglich die biologische Gefahr einer extrem langsamen Reifung verknüpft, d. h. eine lange Periode der pflege- und schutzbedürftigen Unselbständigkeit. Daraus resultiert eine enge, hochgradig emotionale und deshalb auch zu schweren Konflikten tendierende Beziehung zwischen den Generationen, der sog. Oedipus-Komplex. Der homo sapiens ist zur Erkenntnis begabt, „was aber den Willen betrifft, ... begehrt er nach Erhabenheit und Vollkommenheit, um keinem oder möglichst wenigen unterworfen zu sein“ (§ 189).

Zu sein wie der Vater ist der Kinderwunsch, in dem das biblische „eritis sicut dii“ auf Grund der natürlichen, jedem Menschen angeborenen Beschaffenheit als eine „rebellio virium inferiorum“ fortlebt. Angesprochen ist damit in Adam „die titanische Möglichkeit des „Wie-Gott-sein-Wollens“ (F. Stier, 1970) als die Versuchung, die vom Baum der Erkenntnis ausgeht. „Ja, der Mensch ist jetzt wie einer von uns geworden, da er Gutes und Böses erkennt“, spricht Gott der Herr (Gen 3,22); „nun geht es darum, daß er nicht noch seine Hand ausstrecke, sich am Baum des Lebens vergreife, davon esse und ewig lebe.“

Alfred Horné

Zu den Fragen 1, 2, 3, 5, 6, 12

Zu 1: Der christliche Glaube ist für mich lebenswichtig. Und das meine ich wörtlich. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich ohne ihn leben könnte. Er gibt mir Kraft und Orientierung, um im Beruf und in der Familie meine Aufgaben zu leisten. Aus mir selbst schaffe ich das nicht. Gerade weil ich in und mit diesem Glauben lebe

und dies auch nach außen nicht geheim halte, habe ich beispielsweise ziemlich daran zu schlucken, daß ich diese Glaubensnähe nicht allen unseren Kindern weitergeben konnte.

Zu 2: Der christliche Glaube, wie ich ihn verstehe, ist keine Religion für Studierende. Bei der Dreifaltigkeit geht es mir wie bei vielen Dogmen: mag sein oder auch nicht, für mich haben sie keine Bedeutung. Christus gründete keine wissenschaftliche Lehre als Futter, an dem Theologen und Prälaten über die Jahrtausende hinweg etwas wiederzukäuen haben — und darüber die Grundgesetze des christlichen Glaubens vernachlässigen. Den akademischen Fragen mögen sich Leute widmen, die viel Zeit und sonst keine anderen Sorgen haben. Ich gehöre nicht zu ihrem Publikum.

Zu 3: Durch das Bekenntnis, daß in Jesus Christus Gott selbst Mensch geworden ist, bekommt das menschliche Leben, mein eigenes und das jedes Mitmenschen, einen anderen Stellenwert. Diese Überzeugung beinhaltet zugleich eine Richtschnur für mein Handeln: wenn Gott und Mensch so eng zusammengehören, dann kann mir die Welt, ihre Ordnung oder Unordnung, nicht gleichgültig sein. Erst recht nicht die Menschen, die darin zu leben und darunter zu leiden haben. Ich muß mich also, soweit es in meiner Macht steht, dafür einsetzen — in der Kirche, in der Gesellschaft, in der Politik —, daß das Leben auf unserer Erde menschenwürdig bleibt oder wird, und zwar für alle ihre Bewohner (in *allen* politischen Himmelsrichtungen!) und auch für die nächsten Generationen. Nachdem Jesus immer auf der Seite der Benachteiligten und Unterdrückten stand und selber eher zu den Randexistenzen seiner Zeit gehört hat („Am Anfang der Stall — am Ende der Galgen“, Walter Jens), scheint Gott in besonderem Maße von dem betroffenen zu sein, was mit den Menschen auf der Schattenseite des Lebens geschieht. Und wir sollen in ähnlicher Weise „betroffen“ sein — und danach handeln. Zahlreiche Bibelstellen sind eindeutige Belege dafür.

Zu 5: Ob es einen Teufel gibt, weiß ich nicht. Das Böse, also das Gegenteil von